

„DIE MEISTEN DER ETWA 7.000 MUSEEN IN DEUTSCHLAND SIND ECHT LANGWEILIG.“

„Unsere Museen könnten Orte zum Aufladen der Denkeenergien sein“ – so Kritik und Zukunftsvision in einem aus dem Munde des Kurators und Philosophen Dr. Daniel Tyradellis. Demnächst erscheint sein Buch „Müde Museen“ in der edition Körber-Stiftung.

INTERVIEW VERONIKA RENKES

StiftungsWelt: Mit aufwendigen Events will die Museumswelt an ihrem verstaubten Image feilen. Ist das sinnvoll?

Daniel Tyradellis: Events können helfen, Schwellenängste zu nehmen. Denn ca. 80 Prozent der Bevölkerung betreten niemals ein Museum. Das liegt nicht am Desinteresse, sondern eher an einer Unsicherheit gegenüber diesen Orten. Marketing und Überraschungseffekte dürfen aber nicht an die Stelle von Inhalten treten. Man produziert dann schnell nur verblödende Oberflächen, die dem Besucher nichts zumuten wollen. Ein Museum ist aber ein Angebot, sich auf etwas einzulassen, das man noch nicht kennt, das nicht den eigenen Erwartungen entspricht und wo man auch die Möglichkeit hat, sich selbst zu verändern. Es gibt etwa 7.000 Museen in Deutschland. Die meisten sind echt langweilig.

Sind die Nicht-Museumsbesucher alles Menschen aus bildungsfernen Schichten?

Das Desinteresse ist dort ausgeprägter, und man kann schon sagen: Je schlechter der Bildungsstand, desto weniger geht man ins Museum. Das kann ich diesem Teil der Bevölkerung auch nicht verdenken, denn viele Museen wenden sich nicht wirklich an eine breitere Öffentlichkeit, sondern haben „ihr“ angestammtes, meist bürgerliches Publikum.

Elitetempel oder Eventlocation: Gibt es einen goldenen Mittelweg, um mehr Menschen für Museen zu interessieren?

Ich habe nichts gegen Elitetempel, denn es wird immer wissenschaftliche Zusammenhänge und Formen der Kunst geben, die sehr voraussetzungsreich sind, was für die Weiterentwicklung einer Kultur eminent wichtig ist. Nur ist der Dialog mit der gesamten Bevölkerung immanenter Teil und Zweck kulturellen Schaffens und Exponierens, und dies wird viel zu wenig berücksichtigt. Den Museen fehlt der Mut, ihre atavistischen Disziplinengrenzen – wie Gegenwarts Kunst, Geschichte oder Technik – zu überschreiten. Sie konzipieren ihre Ausstellungen immer auf eine bestimmte Art und Weise, die sie bis zum Exzess variieren, auch wenn heute mehr blinkt und flackert als vor 20 Jahren.

Was machen Sie als Kurator anders?

Ich setze mich zunächst damit auseinander, was an dem jeweiligen musealen Ort üblich ist und wie ich dort die Grenzen strapazieren kann, damit die Besucher andere Perspektiven einnehmen können. Bei einem Kunstmuseum etwa konfrontiere ich die Besucher auch mit Objekten aus der Wissenschafts- und Kulturgeschichte. Solch eine Vorgehensweise kann helfen zu verstehen, warum ein Künstler zu einer bestimmten Zeit so und nicht anders gemalt hat und warum dies damals so unerhört und neu war.

Welchen Zweck sollte Kunst erfüllen?

Kunst stellt potenziell den größten Freiraum dar, den eine Gesellschaft in ihrem Fühlen und Denken hat. Sie ist im besten Sinne des Wortes sinnlos. Man muss sich ihr öffnen, sich mit ihr auseinandersetzen und sich der unklaren Frage stellen, was der Zweck vom Ganzen ist. Viele Kunstwerke tun dies aber auf sehr voraussetzungsreiche Weise. Der Laie steht davor und

versteht nichts. Ich stelle in meinen Ausstellungen neben diesen hochkarätigen Kunstwerken Dinge aus, die aus dem Alltag oder der Wissenschaft kommen. Es sind Bausteine, die helfen zu verstehen, was dieses Kunstwerk verhandelt. Mit diesen vermittelnden Objekten kann jeder Besucher seinem Vorwissen, seinen Erwartungen und Vorlieben entsprechend einsteigen. So kommt er über diese Objekte in eine Fragestellung hinein, die ihm hilft, das Kunstwerk zu betrachten und vielleicht etwas herauszufinden, worüber er noch nie nachgedacht hat.

Museen wurden zur Volksbildung gegründet. Braucht man sie heute noch?

Mehr denn je, aber vielleicht in einem gewandelten Sinne. Wichtiger ist heute, dass das Museum zu einem Ort wird, an dem man einen mündigen Umgang mit Wissen erlernt. Wir zeigen dem Besucher: Du hast deine Sicht auf die Welt, wir präsentieren dir hier einen bestimmten Wissenskanon – wie stehst du dazu? Die Besucher setzen sich mit ihren eigenen Fähigkeiten, Wünschen und Ängsten auseinander und lernen, Dinge aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Kein anderes Medium kann das so gut wie ein Museum.

Was sollte im Multimedia-Zeitalter der Sinn und Zweck von Museen sein?

Paradoxe Weise hat die multimediale Welt zu einer extremen Normierung geführt, auf welche Weise man Wissen kommuniziert. Die so optimierten Darstellungen und Denkmuster führen zu immer weniger Komplexität. Museen können dieser Verflachung und Vereinfachung entgegenwirken. Sie können echte Dinge, „Originale“, verbinden mit Filmen, Computersimulationen, Soundinstallationen und aus diesen Elementen eine eigene Sprache entwickeln, die die Besucher ebenso ästhetisch wie informierend anspricht. Diese Vielfalt birgt ein immenses Potenzial und regt zu komplexem Denken an. Unsere 7.000 Museen könnten Orte zum Aufladen der Denkeenergien sein ...

... doch viele Museen gestalten ihre Ausstellungen nach dem Prinzip Nürnberger Trichter: Angehäuftes Faktenwissen wird über die Besucher ausgeschüttet, das schnell wieder vergessen wird. Das hat schon in der Schulpädagogik versagt, was sollten Museumsmacher ändern?

Für die Qualität einer Ausstellung ist die inhaltliche Durchdringung eines Themas wichtig. Wann immer ich mich mit einem Thema für eine Ausstellung beschäftige, frage ich mich: Woran denken die meisten Menschen hierbei zuerst? Was ist wichtig für sie und warum? Das sind die Bausteine, mit denen ich mich auseinandersetze. Also: Warum gibt es diese Überzeugungen, und wie kann ich diese Ansichten unterlaufen, aufbrechen und in ihrer Partialität sichtbar machen? Daraus entwickelt sich dann die Argumentation einer Ausstellung. Es geht niemals darum, das gesammelte Wissen auszustellen, sondern darum, sich mit den Vorstellungen und Überzeugungen der Menschen auseinanderzusetzen. Hieraus ergeben sich dann auch die Kriterien für die Auswahl der Exponate – und nicht etwa aus abstrakten Motiven wie die Seltenheit oder Schönheit eines Objekts.

Beschreiben Sie bitte mal Ihr „Museum der Zukunft“.

Ein Schauplatz, wo man nicht schon am Eingang weiß, was für Objekte man innen sehen wird. Ein Ort, der Themen und Themen vertritt, die aufregen und anregen, und in dem sich die Macher der Ausstellungen der Diskussion stellen. Ich wünsche mir, dass Museen nicht neutrale Orte akkumulierten Wissens oder versammelter Meisterwerke sind, sondern Orte des Diskutierens, dass Ausstellungen in sich streitbar sind. Das Museum der Zukunft ist für mich themenorientiert und ein Ort der Verständigung einer Gesellschaft über das, was Kultur und Wissen für sie bedeutet.

Und wie könnten private Stifter die Museumswelt beleben?

In Deutschland fehlt eine multidisziplinäre Ausbildung für junge Kuratoren, die sowohl etwas von Kunstgeschichte als auch von Physik verstehen. Der Nachwuchs sollte so gut ausgebildet sein, dass er mit neuen Ideen unsere Museen von innen öffnet überkommene Disziplinergrenzen überschreitet und obsolet macht. Wer hierfür Mittel bereitstellt, könnte einen Prozess in Gang setzen, der schon lange überfällig ist. « « «



IM INTERVIEW

DR. DANIEL TYRADELLIS ist Philosoph und Kurator. Er setzt sich kritisch mit der Entwicklung der Museen auseinander – u.a. in seinem jüngsten Buch „Müde Museen. Oder: Wie Ausstellungen unser Denken verändern können“, das im Februar 2014 in der edition Körber-Stiftung erscheinen wird.

Weitere Informationen
dt@tyradellis.de
www.tyradellis.de
www.koerber-stiftung.de/edition-koerber-stiftung